

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 4

Artikel: Sie sind anders - aber nicht minderwertig : vom Denken und Fühlen der Afrikaner
Autor: Badertscher, C.J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

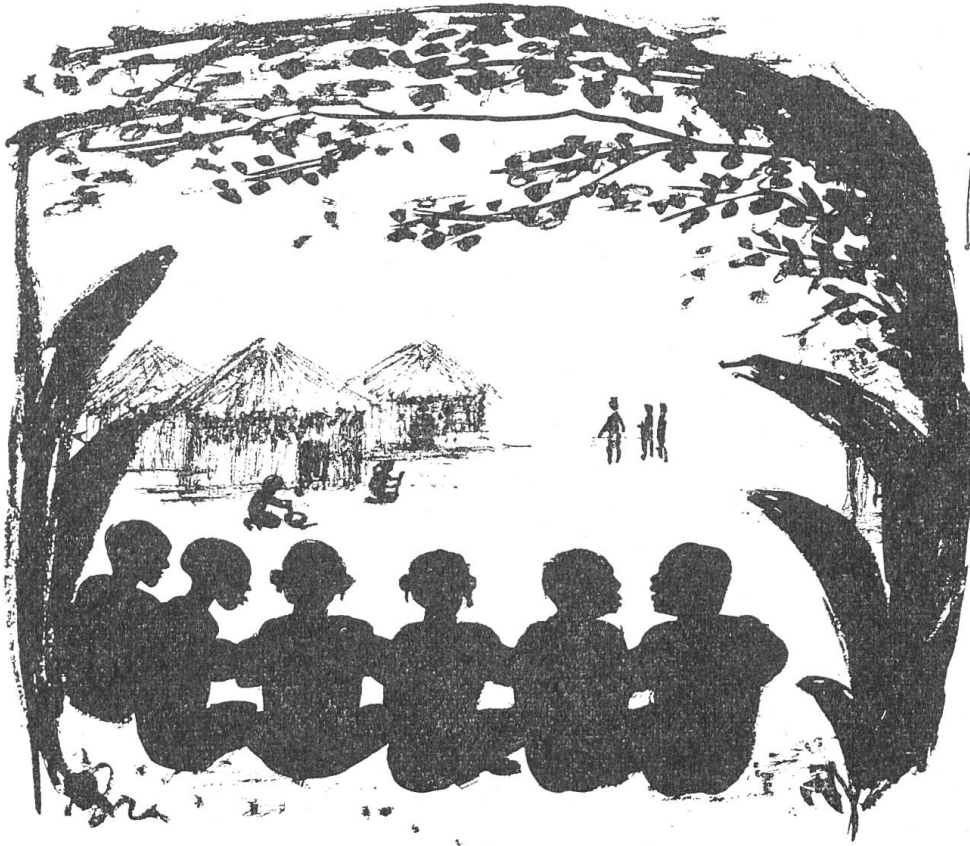
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie sind anders – aber nicht minderwertig



KESSLER

VOM DENKEN UND FÜHLEN DER AFRIKANER

C. J. Badertscher

Überheblichkeit und Mißverständnis haben dazu geführt, daß das Bild, das wir Europäer uns von den Negern machen, verzerrt ist. Der Verfasser, der jahrelang als Missionar unter den Afrikanern gelebt hat und ihre Sprache spricht, kommt deshalb, weil er als echter Christ und schweizerischer Demokrat frei von Rassendünkel ist, zu einer anderen Beurteilung unserer schwarzen Mitmenschen und ihrer Kultur.

Sie liefern sich nicht leicht. Es ist oft vorgekommen, daß Weiße, auch Regierungsbeamte, meinten, mit einem Stammeshäuptling selbst zu verhandeln, währenddem sie nur seinen Sprecher oder einen Berater vor sich hatten und den Häuptling selbst nie zu Gesicht bekamen. Das ist typisch

für das Verhalten der Afrikaner; sie zeigen und sagen nur, was sie wollen; sie können sich verstellen, lassen nur das Äußere sehen.

Sie verstehen es auch, dem Weißen das zu sagen, von dem sie glauben, daß es ihm Freude mache. So sagte einst ein älterer Zögling in einem Missionsinstitut zu einem Neuling: « Wenn dich der Lehrer fragt, ob sich die Sonne um die Erde drehe oder die Erde um die Sonne, so antworte, die Erde um die Sonne; das wird ihn freuen. Wir wissen aber schon, daß das Gegenteil der Fall ist! »

Es ist schwierig, hinter die Mauer, die der Afrikaner um sich baut, zu dringen und seine letzten Gedanken kennen zu lernen. Vorsicht ist geboten in der Bewertung seiner Äußerungen.

*Kultur**ohne Bücher*

Als junger Missionar war ich, als die Schwarzen Zutrauen zu mir gefaßt hatten, oft überrascht durch ihre treffenden, witzigen und schlagfertigen Antworten, weil sie mir ganz unerwartet kamen. Sie zeugen von köstlichem Humor, schnellem Erfassen einer Situation, besonders ihrer amüsanten Seiten, von der Fähigkeit, spitze Pfeile sogleich zurückzuschießen. Dafür ein einziges Beispiel:

An einer im voraus bestimmten Stelle traf ich einige junge Männer, die mich durch mir noch unbekannt Wege zu ihrem Kirchlein führen sollten. Ich bemerkte, ohne besondere Begeisterung, daß einer unter ihnen ein nagelneues Fahrrad hatte, und ich sagte mir, daß er sein sauer verdientes Geld für nützlichere Dinge hätte ausgeben können. Ich wollte ihm das nahebringen, während wir im Gänsemarsch durch den Busch zogen, der Evangelist voraus, ich auf meinem Maultier hinter ihm und nach mir der Mann mit dem Velo und seine Kameraden.

«Sag, Moses, wieviel hast du für dein schönes Velo bezahlt?» fragte ich schließlich.

«Sieben Pfund, Missionar.»

«Oho! Sieben Pfund! Dafür hättest du ja eine Kuh kaufen können.»

«Sogar zwei», fügte der Evangelist bei, «wenn die Zeit da ist, Steuern zu bezahlen, und die Leute kein Geld haben.»

Ich glaubte schon, einen Verbündeten gewonnen zu haben.

«Und die Kühe hätten gekalbt», fuhr ich weiter, «währenddem ein Fahrrad...»

«Das ist eben wie dein Maultier, Missionar», bemerkte gelassen der Evangelist. (Es ist bekannt, daß Maultiere unfruchtbar sind.)

Ich ließ das Thema fallen!

Wenn am Abend aus den Negerdörflein oder aus den Quartieren der schwarzen Arbeiter lautes Schäkern und Lachen oder auch Gesang ertönt, so handelt es sich selten um gedankenloses Geschwätz, wie die meisten Europäer glauben. Die jungen Leute machen Wortspiele, stellen einander ungezählte, oft schwierige Rätselfragen, bewundern treffende Antworten und lachen schwerfällige Kameraden, die immer daneben schießen, aus.

So wird etwa gefragt: «Was will das sagen: „Ich schnitze noch an meinem Stock“?»

Die richtige Antwort ist: «Ich denke noch nach.»

Frauen erzählen am Abend, wenn die Familie im Hof am offenen Feuer sitzt, interessante Märchen, von denen jeder Stamm einen großen Schatz besitzt. In denjenigen der Thonganeger spielt der schwache, aber listige Hase die Rolle, die wir etwa Meister Reineke zuschreiben. Er schmiert alle viel stärkern Tiere an, Löwe, Elefant, Leopard, Krokodil. Es ist möglich, daß die Frauen auf diese Weise die sich über sie erhaben fühlenden Männer necken und ihnen zu verstehen geben, daß sie oft die Betrogenen sind. Verständige Männer geben das übrigens zu. So bemerkte einst einer: «Die Frauen sind eigentlich stärker als wir, und wir können sie nur prügeln, weil es ihnen gefällt, sich schlagen zu lassen!»

In den Märchen kommen oft Liedlein und Kehrreime vor, die dann von den Zuhörern im Chor gesungen werden. Wenn die Afrikaner auch keine geschriebene Literatur aufzuweisen haben, so besitzen sie doch eine reiche Dichtung, wie Märchen, Sagen, Lieder, Rätsel und besonders Sprichwörter. Wenn man sich die Mühe gibt, letztere kennenzulernen und ihren Sinn zu erfassen, dann ist man schnell überzeugt, daß die Afrikaner keine großen Kinder sind, auch wenn sie im Mondschein tanzen und so dem ihnen im Blut liegenden Rhythmus Ausdruck geben. Sie sind Menschen mit großer Erfahrung, die Natur und Menschheit scharf beobachten und aus ihren Beobachtungen treffende Schlüsse gezogen haben. Einige Sprichwörter mögen das beweisen:

«Die Mutterbrust hat keine Wunden.» (Auch wenn eine Mutter eine wunde, schmerzende Brust hat, wird sie doch ihr Kind stillen. Mutterliebe erträgt alles.)

«*Ein* Finger kann kein Mais Korn auflesen.» Der Sinn ist der: Wir haben einander nötig, der Mensch wird mit diesem Leben und allem, was es bringt, nicht allein fertig.

«Die Kraft des Krokodils ist im Wasser.» (Nur in einer ihm wirklich zukommenden Umgebung kann ein Mensch sich entfalten und seine Gaben anwenden, so wie das Krokodil nur im Wasser seine Kraft gründlich ausnützen kann.)

★

DENKSPORT
 AUFGABE. I



Xaver Starkmanns Gattin hatte Drillinge erhalten. Als der stolze Vater am folgenden Morgen ins Büro kam, umringten ihn die weiblichen Angestellten. «In dieser Tasche», sagten sie, «haben wir achtzehn Paar Strampelhösli, neun Paar blaue, sechs Paar rosafarbene und drei Paar weiße. Wir sind sicher, Ihre Gattin besteht darauf, ihre drei Kleinen alle in der gleichen Farbe zu kleiden. Wir werden Ihnen nun die Augen verbinden, und Sie können so viele Paare Strampelhösli aus der Tasche herausnehmen, bis Sie absolut sicher sind, drei Paare von der gleichen Farbe erwischt zu haben. Aber für jeden Griff in die Tasche müssen Sie einen Franken in unsere Büro-Reisekasse bezahlen.»

Frage: Wie viele Franken mußte Starkmann, der ein scharfsinniger Mann war und eigentlich hatte Detektiv werden wollen, bezahlen?

Auflösung Seite 50

Der Negerknigge Die Sprichwörter zeigen, daß der Afrikaner ein guter Beobachter ist. Nichts entgeht ihm. Er hat so etwas wie einen sechsten Sinn, ein intuitives, fast unheimliches Wissen und Verstehen. Wir können ihm nichts vormachen, wir stehen nackt vor ihm, er durchschaut uns. Oft läßt er es nicht merken oder gibt seinen Beobachtungen nur durch gutgewählte Übernamen Ausdruck. Wohl jeder Weiße hat seinen Übernamen. Wenn man versteht, was er bedeutet, vorausgesetzt, daß man überhaupt den Übernamen vernommen hat, was nicht immer der Fall ist, dann weiß man, mit wem man es zu tun hat.

Eine in ihren jungen Jahren etwas aufgeregte und sehr bewegliche Krankenpflegerin bekam den Übernamen «Affenschwanz». Der Schwanz des Affen ist bekanntlich ein Ding, das nie lange ruhig bleibt.

Als «Nyankubatla», als Kobra wird gerne ein Weißer bezeichnet, der leicht Wut-

anfälle bekommt und dessen Halsadern dann sichtbar anschwellen.

Körperliche Eigenheiten, Eigentümlichkeiten in Haltung und Sprache geben ebenfalls Anlaß zu Übernamen. So gaben die Schwarzen einem portugiesischen Regierungstatthalter den poetischen Namen «Turteltaube», weil er beim Sprechen den Kopf etwas seitwärts neigte!

Dieses intuitive Wissen und Verstehen erlaubt den Afrikanern, unter oft außergewöhnlichen Umständen die richtige Haltung und das passende Wort zu finden. Als wir vor vielen Jahren einen einfachen schwarzen Pfarrer in die Schweiz kommen ließen, mußten Fragesteller immer wieder über seine treffenden Antworten staunen. Die erste öffentliche Versammlung, an der er zu sprechen hatte, fand in einem großen Saal in Genf statt. Mehr als 2000 Zuhörer waren anwesend. Der erste Satz des bescheidenen Mannes gewann sie alle: «Ich komme mir vor wie eine Fliege, die in einen Milchtopf gefallen ist.» Geschickter hätte er sich nicht ausdrücken können.

Weißer meinen oft, die Afrikaner seien grob und ungeschlacht, wüßten nichts von guten Manieren. Wenn man aber ihre Lebensweise näher kennen lernt, muß man immer wieder über ihre große, sich an strenge Regeln haltende Höflichkeit staunen. Nur sind ihre Höflichkeitsformen oft verschieden von den unsrigen. Der Vorgesetzte grüßt zuerst, nicht der Untergebene. Der Schwarze beschreibt seine Stellung einem Höherstehenden gegenüber, indem er sagt: «Es ist seine Sache, zu entscheiden, ob er mich sehen und grüßen will oder nicht.» Das hat oft zu bedauerlichen Zwischenfällen Anlaß gegeben: Ein weißer Beamter geht neben einem Afrikaner vorbei, der ihn anstarrt, aber nicht grüßt. Der scheinbar freche Kerl bekommt die Reitpeitsche zu spüren. Er begreift nicht warum, denn er hat sich der traditionellen Höflichkeit entsprechend verhalten.

Gleiches geschieht, wenn ein Afrikaner hart vor, statt hinter einem stehenden Weißen vorbeigeht. Seine Mutter hat ihm eingepreßt, er dürfe nie hinter dem Rücken einer andern Person vorbeigehen.

Wenn der Schwarze nach Empfang irgendeines Geschenkes sagt: «Morgen auch noch», so sind wir sofort bereit, ihm das als unverschämte Bettelei vorzuwerfen. Der Sinn des Ausdruckes ist aber der: «Ich wünsche, daß du dich morgen in so guten Verhältnissen be-

findest, daß es dir möglich ist, ähnliche Gaben auszuteilen.»

Dem Weißen gegenüber verliert der Schwarze allerdings oft die ihm sonst eigene Ruhe und Sicherheit, weil er spürt, daß er da mit einem ihm fremden Maßstab gemessen wird. Sind ihm aber die Umgangsformen der Weißen einmal bekannt, dann bewegt er sich wieder mit angestammtem Anstand.

*Alle für einen,
einer für alle* Der Afrikaner ist nicht ein Individualist, sondern ein Gemeinschaftsmensch. Die soziale Einheit ist nicht der einzelne Mensch, sondern die Gruppe: Familie, Sippe, Stamm. Unter althergebrachten Verhältnissen weiß man nichts von persönlichem Besitz. Alles, was man hat, gehört der Gruppe und wird vom Familienoberhaupt verwaltet. Das von den jungen Männern verdiente Geld muß ihm übergeben werden. Gut bezahlte Afrikaner bleiben oft arm, weil die ganze Verwandtschaft das Recht hat, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Es ist dem Schwarzen unverständlich, daß der Weiße Geld anhäufen und ausschließlich für sich verwenden kann, währenddem seine Landsleute Not leiden. Deshalb haben die Thonganeger das grausame Sprichwort geschmiedet: «Der Weiße hat keine Verwandtschaft, seine Verwandtschaft ist das Geld.»

Muß sich der Afrikaner für seine Familie opfern, so kann er sich andererseits auf ihre Hilfe verlassen, wenn er ihrer bedarf. Von außergewöhnlichen Verhältnissen abgesehen, wird sie ihn nie im Stiche lassen, auch wenn er

sich verfehlt hat. Das Familienoberhaupt ist verantwortlich für Vergehen auch seiner erwachsenen Söhne. Man mag oft darüber staunen, daß junge Männer gute Stellen aufgeben, vorteilhafte Vorschläge ablehnen, Entschlüsse fassen, die mit ihrem sonstigen Verhalten im Widerspruch stehen. Sie sind gebunden durch Familienbeschlüsse, mit denen sie vielleicht persönlich nicht einverstanden sind, aber gegen die sie sich nicht auflehnen wollen. Das ist auch bei Leuten der Fall, die sich scheinbar von den traditionellen Sitten losgelöst haben.

Weil der Afrikaner überzeugt ist, daß das Fortpflanzen und Erhalten des Lebens nur mit Hilfe der Gemeinschaft möglich ist, pflegt er mit großer Sorgfalt die verwandtschaftlichen Beziehungen. Er macht tagelange Märsche, um einen Kranken oder eine Trauerfamilie zu besuchen. Er muß an gewissen Zeremonien und Familienanlässen teilnehmen, auch wenn ihm deshalb die Weißen vorwerfen, er vergeude Zeit und sei ein Faulpelz. Er seinerseits wirft dem Weißen vor, er sei «nicht ein Mensch», weil er in seinem Hasten und Jagen die genannten Pflichten nicht respektiert.

Die Loyalität des Afrikaners für seine Häuptlinge und die von ihm innerlich als solche anerkannten Vorgesetzten ist sprichwörtlich. Weniger in die Augen springend ist sein großes Verantwortungsbewußtsein. Aber damit es sich praktisch bemerkbar mache, muß er eben einsehen, daß ihm eine Aufgabe, eine Sache, vollständig anvertraut worden ist und daß in dieser Hinsicht nicht jemand anders über ihm steht, sonst würde nach seinem Empfinden ja dieser die Verantwortung tragen.

Schweizerische Anekdote

Vor Jahren in München, nicht lange vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, diskutierte einmal der nachmalige Dichter des schweizerdeutschen Tell, Paul Schoeck, mit Freunden über Fragen der Kunst. Dabei kamen sie u. a. auch auf Schillers «Tell» zu sprechen. «Eigent-



lich», meinte einer der Deutschen, «ist es ein Armutszeugnis für die Schweiz, daß es einem deutschen Dichter vorbehalten war, den Freiheitshelden der Schweiz zu besingen.» «Man kann es auch anders ansehen», erwiderte Schoeck, «warum war wohl Schiller für die Behandlung des Stoffes seines unsterblichen Dramas auf einen Freiheitshelden aus der Schweiz angewiesen?»

W. Sch., Brunnen

Es ist sicher bemerkenswert, daß unsere Frauen und Missionsschwestern nur in Begleitung von zwei Schwarzen im Ochsenkarren über 100 km lange Reisen machen durften. Die Schwarzen fühlten sich für sie verantwortlich, sorgten bestmöglich für sie, und nie ist ihnen ein Unglück begegnet.

Schatten über Afrika

Wenn man über das Denken und Fühlen der Afrikaner und über ihr geistiges Erbe berichtet, darf man zwei Tatsachen nie vergessen.

Erstens, daß wir es immer seltener mit Menschen zu tun haben, die ihrem althergebrachten Wesen treu bleiben konnten. Im Laufe von wenigen Jahrzehnten haben europäische Unternehmen aus den ehemaligen Krieger, Jägern und Kleinbauern Proletarier gemacht. Man denke nur an die Goldbergwerke von Johannesburg, die über 350 000 schwarze Arbeiter beschäftigen.

Das, was wir unter dem Namen « Zivilisation » zusammenfassen, ist den Afrikanern nur so angeworfen worden. Sie haben das Geld und seine unheimliche Macht kennen gelernt. Herausgerissen aus der zeitlosen und in vieler Hinsicht gemächlichen Existenz des Buschfeldes und oft zwangsweise hineingezogen in das Hasten und Jagen des modernen wirtschaftlichen Lebens, wissen sie oft nicht mehr, woran sie sind. Von allen Seiten wird auf ihr Fühlen und Denken losgehämmert, unermessliche Anforderungen werden an ihr Anpassungsvermögen gestellt. Ist es da zum Verwundern, wenn ihre Reaktionen oft nicht nur unerwartet und merkwürdig, sondern auch abstoßend, herausfordernd sind? Der von der Zivilisation unberührte Schwarze ist sympathischer als derjenige, der in engerem Kontakt mit den Weißen gelebt hat, einen Minderwertigkeitskomplex hat und nur noch ein Ziel verfolgt: so gestellt zu sein wie die Weißen. Es ist eine große Ungerechtigkeit, wenn die unerquicklichen Zustände, die sie selber durch die « Verindustrierung » Afrikas geschaffen haben, ausschließlich den Afrikanern zur Last gelegt werden.

Das zweite, das man bei der Beurteilung der Mentalität des Afrikaners nie aus den Augen verlieren darf, sind seine religiösen und magischen Vorstellungen. Er ist ein sehr religiöser Mensch. Alle seine Vorstellungen haben

ihren Mittelpunkt in der Überzeugung, daß die verstorbenen Vorfahren in anderer Form weiterleben, mit ihren Nachkommen in enger Verbindung bleiben und ihnen Segen oder Unglück spenden können. Sie haben es verstanden, auch in gefährlichen Zeiten, die Existenz der Familie zu sichern; ihre Regeln, Sitten und Organisation haben sich bewährt, und die Weisheit fordert, daß man daran nichts ändere.

Der Afrikaner schaut deshalb rückwärts, nicht vorwärts. Der Neuerer ist ein Verbrecher, denn er fordert den Zorn der Vorfahren heraus und gefährdet so die Existenz der Sippe. Welche Belastung und Hemmung das für das Denken und Handeln der Schwarzen bedeutet, ist leicht begreiflich.

Eine noch schwerere Belastung bedeutet der Glaube an magische, ins Leben der Menschen eingreifende, überall verbreitete Kräfte. Gewisse Menschen, die sogenannten Hexen — meistens werden Frauen dieses Verbrechens beschuldigt —, haben sich einen Teil dieser Kräfte aneignen können und brauchen sie dazu, ändern auf allerlei Weise zu schaden und sogar ihren Tod zu verursachen.

Das Gegenstück zu der sogenannten Hexe ist der Zauberer, der auch über magische Kräfte verfügt, sie aber zum Guten verwendet, in Krankheitsfällen sagt, was zu tun sei, eine unsichtbare Mauer um das Dörflein baut, um die bösen Mächte abzuhalten, insbesondere es auch versteht, die Hexen herauszufinden, so daß sie unschädlich gemacht werden können.

Dieser Aberglaube hat zur Folge, daß der schwarze Heide niemandem traut, auch den eigenen Familiengliedern nicht, denn man weiß nie, wer Hexerei betreibt, und daß in Fällen, wo der Zauberer behauptet, letztere sei im Spiele, auch friedliche Menschen zu wahren Bestien werden, z. B. Ehefrauen grausam quälen, fortjagen oder sogar dem Tode ausliefern.

Wir berühren hier die Tragik des Heidentums. Und diesen Aberglauben kann keine Kultur beseitigen, dazu braucht es mehr, einen richtigen Glauben, nämlich den Glauben an Jesus Christus.

Lösung der Denksportaufgabe von Seite 43

Lösung: Nachdem Xaver Starkmann sechs Griffe in die Tasche getan hatte, besaß er im ungünstigsten Falle von jeder der drei Farben zwei Paare. Ein siebter Griff muß ihn darum auf alle Fälle zum Ziel bringen. Herr Starkmann muß also 7 Fr. bezahlen.